

Inhalt

15. Jahrgang, (2012)
Heft 3+4

Editorial	5
Markus Brunner, Nicole Burgermeister, Jan Lohl, Marc Schwierting und Sebastian Winter (Gastherausgeber) »Das Zerschlagene zusammenfügen« Reflexionen zum Projekt einer Geschichtsschreibung der psychoanalytischen Sozialpsychologie	
<i>Zur Geschichte psychoanalytischer Sozialpsychologie</i>	
Markus Brunner, Nicole Burgermeister, Jan Lohl, Marc Schwierting und Sebastian Winter Psychoanalytische Sozialpsychologie im deutschsprachigen Raum	15
Geschichte, Themen, Perspektiven	
<i>Vertiefte Perspektiven: Subjekt und Kritik</i>	
Christine Kirchhoff Neues vom Felsen	79
Psychoanalytische Sozialpsychologie mit Rücksicht auf die Subjekttheorie	
Markus Brunner und Ruth Sonderegger Im Dickicht der Gesellschaftskritik	91
Ein Gespräch über alte und neue Verstrickungen, Widerstände und Befreiungen	
<i>Kommentare zum Text von Brunner, Burger- meister, Lohl, Schwierting und Winter</i>	
Hans-Joachim Busch Einige Anmerkungen zur Lage analytischer Sozialpsychologie	109
Robin Iltzsche, Olivier Rojon und Tom David Uhlig »Originäre Frankfurter Einsichten«	113
Zur Lage der psychoanalytischen Sozialpsychologie in der akademischen Psychologie	

Inhalt

15. Jahrgang, (2012)
Heft 3+4

Mariella Schlömer Sichtweise einer Psychologiestudentin auf die psychoanalytische Sozialpsychologie	117
Angelika Ebrecht-Laermann Kommentar: Psychoanalytisches Denken und kritische Sozialpsychologie	123
Angela Kühner Für eine postheroische Sozialpsychologie	127
Tove Soiland Die Perspektive der sexuellen Differenz: Eine andere Verknüpfung von Marxismus und Feminismus	131
Katharina Liebsch Die ontologische Dimension von Geschlecht erforschen Anknüpfungspunkte für die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung	137
Marco Roock Arbeit als »systematisch verstümmelte Praxis« Zum Begriff der Subjektivierung von Arbeit aus psychoanalytisch-sozialpsychologischer Sicht	143
Kai Schiewek Über den Wert eines Studiums der kritischen Sozialpsychologie in der praxis-orientierten Tätigkeit der Gemeinwesenarbeit	149
Die Autorinnen und Autoren	155
Bezugshinweise	158

Reflexionen zum Projekt einer Geschichtsschreibung der psychoanalytischen Sozialpsychologie

Den in diesem Themenschwerpunktheft abgedruckten Text »Psychoanalytische Sozialpsychologie im deutschsprachigen Raum. Geschichte, Themen, Perspektiven« haben wir zuerst in einer englischsprachigen Fassung für ein beeindruckendes Projekt der Online-Zeitschrift *Annual Review of Critical Psychology* verfasst: die Herausgeber_innen hatten dazu aufgerufen, Texte zu »kritischen Psychologien« aus aller Welt einzureichen und über 50 Autor_innen und Autor_innen-Teams meldeten Interesse an, Beiträge zu so unterschiedlichen Themen wie der Befreiungspsychologie in Costa Rica, der Rezeption und Adaption der Schizoanalyse von Deleuze und Guattari in Brasilien, der von Psycholog_innen in Nigeria betriebene postkolonialen Kritik an westlichen Krankheits- und Heilungsvorstellungen, zu intersektionell ausgerichteten Migrationsstudien aus Frankreich, dem kritischen Potential der Bewegung der indigenen Psychologie in den Philippinen, der Lacanianischen und feministischen Sozialpsychologie in Mexiko oder kritisch-psychologischen Aktionsforschungen in Italien zu verfassen. Die gesammelten Texte sollen noch in diesem Jahr online gestellt werden und sind dann frei zugänglich (<http://www.discourseunit.com/annual-review/>). Der Titel unseres Beitrags zu diesem Sammelprojekt lautet »Critical psychoanalytic social psychology in German speaking countries« (Brunner et al., im Erscheinen). Wir wollten damit erstmals einem nicht-deutschsprachigen Publikum einen Einblick in die über die Sprachgrenzen hinweg kaum rezipierten hiesigen, sich über rund ein Jahrhundert erstreckenden psychoanalytisch-sozialpsychologischen Debatten vermitteln.

Schnell wurde uns klar, dass es sinnvoll ist, den Text auch auf Deutsch zu veröffentlichen. Erstens existiert ein breiter angelegter historischer Überblick über die psychoanalytische Sozialpsychologie erstaunlicherweise noch nicht, zweitens schien er auch als Intervention in die aktuelle Lage dieser kritischen Denktradition wichtig: Die psychoanalytische Sozialpsychologie ist mittlerweile – wie viele andere kritische Wissenschaften auch – aus den universitären Einrichtungen, in denen sie sich in den 60er/70er Jahren etablieren konnte, weitgehend verschwunden und findet sich allenfalls noch in Nischen oder als Überbleibsel wieder. Zugleich ist so etwas wie eine Aufbruchsstimmung zu verzeichnen: Psychologiestudierende, die mit dem Herausdrängen bzw. grundsätzlichem Fehlen kritischer Perspektiven aus ihrem Studium unzufrieden sind, organisieren Lesekreise und Tagungen u. a. auch zu Ansätzen der psychoanalytischen Sozialpsychologie; erwähnt seien hier die Aktivitäten des Frankfurter *Arbeitskreises kritische Psychologie* (AKkritPsych) oder die Wiener »Symbiosium«-Tagung. Unter den Nachwuchswissenschaftler_innen, die sich der psychoanalytischen Sozialpsychologie zurechnen, gibt es eine immer größere Vernetzung, Initiativen wie die *Arbeitsgemeinschaft Politische Psychologie* an der Universität Hannover (AG PolPsy) oder der *Arbeitskreis Politische Psychologie* am Frankfurter Sigmund-Freud-Institut (AK PoPsy) wecken (wieder) ein größeres Interesse. Die *Neue Gesellschaft für Psychologie* (NGfP) widmet 2012 ihre Jahrestagung dem psychoanalytischen Sozial-

psychologen Peter Brückner, in den letzten Jahren erschienen einige Sammelbände, welche spezifisch dieser Tradition gewidmet sind (Busch 2007, Schüle/Wirth 2011, Brunner et al. 2012)², ebenso erschien vor Kurzem eine der ersten englischsprachigen Publikationen zu Alfred Lorenzer (Bereswill et al. 2010) und an Privatuniversitäten wie der *International Psychoanalytic University* (IPU) in Berlin oder der *Sigmund-Freud-Universität* (SFU) in Wien gibt es neue institutionelle Räume für psychoanalytisch-sozialpsychologisches Denken. Dieses aufblühende Interesse aufzugreifen und mit unserem Text eine Gelegenheit zu einer Rückschau zu bieten und in der Aufarbeitung der Geschichte dieser Tradition – im Dialog mit anderen Interessierten – Potentiale auszuloten, aber vielleicht auch kontroverse Debatten anzustacheln, scheint uns wichtig.

Unser Text beansprucht selbstverständlich nicht, die vorgestellte Tradition abschließend darzustellen. Diskussionen in unserer Gruppe, aber v.a. auch mit Wissenschaftler_innen aus der psychoanalytischen Sozialpsychologie und interessierten Laien auf diesem Feld verdeutlichten uns allerdings, dass die (ausgewiesenen) Lücken, die der Text aufweist, nicht unproblematisch sind. Auch mitbedingt durch den fast lexikalischen Stil, läuft der Text Gefahr, hermetischen Charakter zu erhalten. Zugleich droht der politische Impuls, der uns zur Auseinandersetzung mit der Geschichte der psychoanalytischen Sozialpsychologie motiviert hat, durch diese Hermetik tendenziell wieder verloren zu gehen. In seinem Überblickscharakter wirft der Text ein weiteres Problem auf: Die Idee Geschichtsschreibung als Rekonstruktion dessen zu begreifen, »wie es eigentlich gewesen ist«, ist spätestens nach der dekonstruktivistischen Kritik nicht mehr haltbar, widerstrebt auch der psychoanalytischen Betonung der »Nachträglichkeit« aller Sinnstiftungen. Unsere Konstruktionsleistung bleibt aber weitgehend unbenannt und bloß implizit.

Was bedeutet es nun, die Geschichte einer wissenschaftlichen Tradition zu rekonstruieren bzw. kritischer: diese Tradition dabei eben auch zu konstruieren? Dass wir mit unserem Text die Tradition konstruieren, in die wir uns stellen (wollen), zeigten die längeren Debatten über den Titel sowohl unseres englischsprachigen Textes wie auch dieser deutschsprachigen Fassung. Was verstehen wir unter »critical psychoanalytical social psychology«? Was zeichnet die *kritische* Sozialpsychologie aus, wurden wir gefragt. Was wäre denn dagegen eine nicht- oder unkritische psychoanalytische Sozialpsychologie? Mit dem Adjektiv »kritisch« deutet sich schon ein Unbehagen unsererseits an: Würden wir alle, die mit psychoanalytischen Begriffen, Erkenntnissen und Methoden soziale Prozesse zu erhellen versuchen, in »unsere, dezidiert als gesellschafts- und herrschaftskritisch verstandene Tradition einreihen wollen? Impliziert eine solche, von uns markierte, Grenze zwischen »unserer« kritischen und der anderen »unkritischen« Sozialpsychologie nicht, dogmatisch zu werden und Diskussionsräume zu schließen? Wie stand es denn mit anderen, vermeintlich eindeutigeren Bezeichnungen? Sollten wir – allesamt in der *Arbeitsgemeinschaft Politische Psychologie* assoziiert – die im Text (re-)konstruierte Tradition im Gefolge von Peter Brückner oder Klaus Horn als »Politische Psychologie« bezeichnen? Dürften wir aber hier dann Freud, die Vertreter der Kritischen Theorie oder die Ethnopsychanalyse eingemeinden? Oder sollten wir auf die Bezeichnung »Analytische Sozialpsychologie« zurückgreifen, die Erich Fromm prägte und die Helmut Dahmer 1980 mit seiner kanonbildenden Anthologie maßgeblich wieder etablierte und die sich im Zuge dessen z.B. an den Universitäten in Frankfurt und Hannover als Überbegriff eingebürgert hatte? Ist diese Bezeichnung nicht zu sehr mit Fromms Projekt einer Sozial-

Charakterologie verbunden? Wir haben uns schließlich für die offene Bezeichnung »psychoanalytische Sozialpsychologie« entschieden. Diese weist zwar nicht begrifflich darauf hin, dass wir die beschriebene Tradition als Teil eines gesellschaftskritischen Projekts sehen. Sie bezeichnet vielmehr ein Feld, das wohl noch heterogener ist, als wir es überblicken können, auf dem aber vielleicht auch neu diskutiert und darüber gestritten werden kann, was die Aufgabe einer psychoanalytischen Sozialpsychologie ist und in welchem Verhältnis sie zu einer (theoretischen und praktischen) Kritik der gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse steht und stehen kann.

Es ging bei den Diskussionen um den Titel unseres deutschsprachigen letztlich um die Frage, was es heißt, sich eine eigene Tradition zu schaffen: Worin sehen wir den Sinn dieses Projektes, was hat es aber auch eventuell für problematische Seiten und Effekte? Das Projekt der Geschichtsschreibung als (Re-)Konstruktion einer Tradition ist durchaus ambivalent, und muss in mehrerlei Hinsicht reflektiert werden: 1. als wissenschaftspolitisches Projekt, 2. hinsichtlich seiner inhaltlichen Effekte und 3. hinsichtlich seiner affektiven Dimension.

Zu 1.) Das Projekt der Geschichtsschreibung ist in der beschriebenen Situation einer Verdrängung aus den Universitäten ein *wissenschaftspolitisches* Projekt. Es geht uns darum, mit diesem Überblick zu zeigen, dass die psychoanalytische Sozialpsychologie mit ihrer langen Tradition zu Unrecht aus den Institutionen und Diskursen verschwunden ist. Ihre Verabschiedung als »veraltetes« Projekt ist eher (politischen) Diskurskonjunkturen zuzuschreiben, als dem »zwanglosen Zwang des besseren Arguments« (Habermas 1972, S. 161) oder dem Umstand, dass sie nichts mehr über gegenwärtige gesellschaftliche Fragen zu sagen hätte. Ihren letzten Aufschwung erlebte sie in den 1970er Jahren, als im Kontext der Neuen Sozialen Bewegungen Fragen im öffentlichen Diskurs virulent wurden, die jenseits einer psychoanalytischen Perspektive nicht vollständig zu beantworten waren: Warum halten so viele Menschen an der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung fest? Welche Befriedigung bietet ihnen das? Ob Ökologie-, Kinderläden- oder Frauenbewegung – Psychoanalysezereptionen gehörten dazu. In den Universitäten wurden im Zuge des Ausbaus der Sozialwissenschaften entsprechende Professuren mit einem psychoanalytisch-sozialpsychologischen Schwerpunkt eingerichtet. Ein Blick in die Geschichte der psychoanalytischen Sozialpsychologie zeigt erstens Anschlussstellen auch für aktuelle Analysen gesellschaftlicher Problemlagen. Zweitens verdeutlicht er, dass es der psychoanalytischen Sozialpsychologie immer wieder darum ging, den Zeitkern ihrer eigenen Wahrheit auszuloten und sich über diese Reflexionen zu reaktualisieren. Wissenschaftspolitisch bedeutet das Projekt einer Geschichtsschreibung, eine Denktradition in Erinnerung zu rufen und sie Studierenden und Nachwuchswissenschaftler_innen, aber auch politisch Aktiven oder im psychosozialen Bereich Tätigen außerhalb der Akademien wieder näher zu bringen und so in wissenschaftliche und öffentliche Diskurse einzubringen.

Zugleich ist die Traditionsbildung Voraussetzung für eine mögliche institutionelle Vermittlung und Weitertradierung. Andererseits kann die Traditionsbildung aber auch den gegenteiligen Effekt haben, den der Selbst-Marginalisierung und scheinbaren Anachronizität. Gerade der Ballast einer Tradition, immer auch verbunden mit alten Konfliktlinien, und das dadurch provozierte Gefühl, man müsse sich durch die ganzen historischen Debatten durcharbeiten, um psychoanalytisch-sozialpsychologisch arbeiten zu können oder zu dürfen, kann sehr lähmend und wenig einladend wirken, wie wir auch von Leser_innen unseres Textes erfahren haben. Auch institutionspolitisch wäre es ja vielleicht sinnvoller, statt mit

einem als »veraltet« verschrien und mit der Bürde von historischen Stationen und Konflikten belasteten Programm aufzufahren, eher »subversiv« zu wirken und psychoanalytisches Denken »heimlich« in ganz unterschiedlichen Kontexten und eher gegenstandsbezogen unterzubringen. Wäre das aber nicht zugleich auch eine Absage an die Möglichkeit einer Tradierung von wichtigen Reflexionen?

Generell ginge es wohl darum, über das Verhältnis von Denktradition und Institutionen nachzudenken. Immer wieder stellten psychoanalytische Sozialpsycholog_innen die Frage, ob in der akademischen Institutionalisierung das psychoanalytische Denken nicht sein kritisches, sein negatives und damit sein politisches Potential verliere. Wie ließe sich, gerade angesichts des Leistungsmessungsfetisches und Prüfungswahns der neuen Studiengänge, eine Vermittlung psychoanalytisch-sozialpsychologischen Denkens an den Universitäten vorstellen, ohne dass dieses als handhab- und abprüfbares, d. h. positiviertes Wissen um seine kritische Kraft gebracht würde? Wie ließen sich die auch spekulativen und chaotischen Züge psychoanalytischen Denkens in Drittmittelanträgen unterbringen? Wäre es demgegenüber sinnvoller, sich von den Hochschulen abzuwenden und sich an außeruniversitäre Orte, seien das Lesezirkel, politische Gruppen oder Volkshochschulen zurückzuziehen? Gerade ein Blick in die Geschichte der psychoanalytischen Sozialpsychologie zeigt allerdings, dass zumindest die großen Forschungsprojekte schlicht aus finanziellen Gründen ohne universitäre Anbindung nicht möglich gewesen wären. Und ohne Verankerung an Universitäten, die zumindest einigen Wissenschaftler_innen die Perspektive bietet, bezahlt psychoanalytisch-sozialpsychologisch zu forschen, würde dieses Forschen zu einem noch elitärerem Projekt als sie es sowieso schon ist: nämlich zu einem Projekt derjenigen, die genügend Geld und Zeit haben, sich nebenberuflich ihm zu widmen. Auch unser Geschichtsüberblick wäre ohne akademische Stellen oder Stipendien, die momentan den meisten von uns unseren Lebensunterhalt sichern, wohl kaum entstanden. Allerdings darf neben der staatlichen die private Wissenschaftsförderung nicht vergessen werden. Das große sozialpsychologische Forschungsprojekt der *Studies in Prejudice* wurde beispielsweise vom American Jewish Committee, nicht vom amerikanischen Staat finanziert. Die Frage nach der Anbindung an die akademischen Institutionen stellt sich zudem noch einmal neu mit dem Aufkommen von Privatuniversitäten, die mit ihrer Nachfrageorientierung und relativen Unabhängigkeit von politischen Konjunkturen und ministeriellen Vorgaben durchaus zu einem Zufluchtsort der aus den Universitäten verdrängten kritischen Richtungen geworden sind. Nirgends haben Lehrende und Studierende so viele inhaltliche Freiräume und ein solch gutes Betreuungsverhältnis wie an diesen Organisationen. Es gibt hier Möglichkeiten sowohl des Selbsterhalts von Wissenschaftler_innen wie der Tradierung auch marginalisierter Denkrichtungen. Trotzdem bleiben aber natürlich auch die Privatuniversitäten dem Leistungs-, Prüfungs- und Benotungsprinzip unterworfen. Außerdem sind die Zugangsschranken um ein Vielfaches höher als an den öffentlichen Universitäten, was Privatunis für Angehörige bestimmter sozialer Milieus praktisch unzugänglich macht, was wiederum sicherlich auch das Denken selbst nicht unberührt lässt. Wie gestaltet sich in dieser über ein Kund_innen-Verhältnis vermittelten Nische das Verhältnis von »Erkenntnis und Interesse« (Habermas 1968)?

Auch uns persönlich als Nachwuchswissenschaftler_innen drängt sich die Instituti-onsfrage immer wieder auf: Die Perspektive auf eine universitäre Anbindung der psychoanalytischen Sozialpsychologie weckt bei uns Hoffnungen, (weiterhin) finanzierte Forschung in unseren Interessengebieten betreiben zu können, zugleich aber kennen wir auch alle

erstens die inhaltlichen Einschränkungen – einige Fragestellungen und Themengebiete können wir im Wissenschaftsbetrieb schwerlich unterbringen –, zweitens den Frust, Lehre im Korsett der modularen Logik zu betreiben, drittens schließlich die großen Ängste, nach dem Herausdrängen der psychoanalytischen Sozialpsychologie mit unserem Denken irgendwann tatsächlich keine Weiterfinanzierung mehr zu finden. So denken wir alle auch über alternative Berufswege in anderen Disziplinen oder im therapeutischen, psychosozialen oder supervisorischen Bereich nach – oder sind bereits dabei, diese einzuschlagen. Es ginge also auch darum, zu überlegen, wo und auf welche Art auch außerhalb der Hochschulen Räume für einen Austausch von psychoanalytischen Sozialpsycholog_innen geschaffen werden könnten, die an unterschiedlichen Orten arbeiten.

Zu 2.) Neben der wissenschaftspolitischen Dimension muss das Projekt der Traditionsbildung – das ist wohl noch wichtiger als der erste Punkt – im Hinblick auf seine *inhaltlichen Effekte* befragt werden. Eine Geschichtsschreibung, wie wir sie betreiben, ermöglicht durch die Rekapitulation alter Debatten und die Darstellung von vielleicht auch vergessenen Positionen, Autor_innen, Richtungen oder Genealogien die Öffnung eines Diskussionsraumes, die für eine Reaktualisierung der psychoanalytischen Sozialpsychologie wichtig sind. Eine historische Rückschau kann gerade angesichts der breiteren theoretischen, thematischen und methodologischen Ausdifferenzierung der psychoanalytischen Sozialpsychologie seit den 1980er Jahren zentrale Fragen wieder in den Blick rücken, z. B. diejenige nach der Form und Rolle der Gesellschaftskritik für eine aktuelle psychoanalytische Sozialpsychologie, die Frage nach den Subjekt- und Gesellschaftstheorien, auf die sich heutige Sozialpsycholog_innen stützen, oder die Bedeutung und Beziehung von einerseits theoretischer, andererseits empirischer Arbeit. Andererseits bringt eine Traditionskonstruktion oft eine Kanonbildung und damit auch eine Schließung mit sich, einen Ausschluss dessen, was und wer nicht dazugehört oder zumindest eine Marginalisierung von bestimmten Ansätzen, die als zur Tradition möglicherweise quer stehende gerade auch wichtige, kritische Impulse liefern könnten. Es könnten damit Auslassungen produziert und v. a. unreflektiert reproduziert werden: Wie wären die Arbeiten Norbert Elias' in unseren Text einzuordnen, warum tauchen poststrukturalistische Autor_innen nicht auf? Welche psychoanalytischen und welche gesellschaftstheoretischen Grundlagen halten wir eigentlich für wichtig oder gar verbindlich und warum?

Dieses Problem wurde in der Autor_innengruppe virulent, als von Einigen ein Unbehagen an dem Korsettcharakter unserer Tradition geäußert wurde. Wir stehen nicht eindimensional auf den Schultern unserer Riesen-Vorfahren, sondern mäandern durch die Theorien, haben unterschiedliche sozialwissenschaftliche Fächer studiert und sind mit vielen Ansätzen und Denker_innen in Berührung gekommen, die nicht unmittelbar etwas mit der psychoanalytischen Sozialpsychologie zu tun haben – seien das nun feministische Ansätze der Geschlechterforschung, die Theorien Bourdieus oder Foucaults oder spezifische geschichts- oder politikwissenschaftliche Debatten.

Es entsteht die Gefahr, die psychoanalytische Sozialpsychologie als *Disziplin* mit eigenen Gegenständen, Theorien und Methoden festzuschreiben und sie damit eben auch zu disziplinieren. Psychoanalytische Sozialpsychologen wollen wir demgegenüber als transdisziplinäres und -theoretisches Projekt verstehen, das sich erstens von ihrem Gegenstand her nur schwer eingrenzen lässt, zweitens theoretisch zwar – dies ist ihr eigenständiges Merkmal – mit psychoanalytischen Begriffen, Erkenntnissen und Reflexionen arbeitet, aber, will sie ihre Gegenstände

wirklich als soziale und historische erfassen, stets auf Erkenntnisse aus der Soziologie, den Geschichtswissenschaften, den Politikwissenschaften und anderen v.a. sozialwissenschaftlichen Disziplinen zurückgreifen muss. Dieser interdisziplinäre Blick bedeutet drittens auch, dass an der Methode der psychoanalytischen Erkenntnisbildung (szenisches Verstehen, Gegenübertragungsanalyse) orientierte Verfahren, wie die Tiefenhermeneutik oder szenische Interviews, für die psychoanalytische Sozialpsychologie unumgänglich sind, dies aber in keiner Weise genügt. Psychoanalytische Sozialpsychologie ist so nicht als Disziplin zu verstehen, sondern eher als Haltung oder vielleicht genauer als Denkstil oder Paradigma. Ihr Blick richtet sich in identitäts-, ideologie- und herrschaftskritischer Absicht auf die Subjekte und die sich in und zwischen ihnen abspielenden bewussten und unbewussten Dynamiken innerhalb spezifischer gesellschaftlicher Verhältnisse, Positionen und Situation. An dieser Perspektive und nicht an der Einordnung in den Kanon einer Tradition sollten sich so auch Beiträge zur psychoanalytischen Sozialpsychologie messen. Diese Haltung und auch viele der Fragen, die sie stellt, teilt sie mit anderen Ansätzen oder Zugängen, die nicht dezidiert psychoanalytisch arbeiten. Wird dies ignoriert und werden Frontstellungen aufgebaut, droht die psychoanalytische Sozialpsychologie, ihrem identitätskritischen Impuls zuwider, selbst zu einem identitären Projekt zu werden.

Zu 3.) Die sinnstiftende und Sicherheit suggerierende Identitätsfunktion ist allerdings durchaus verlockend – auch für uns selbst –, womit wir bei einem weiteren Moment der Befragung und Problematisierung wären. Sie betrifft – und hier wendet die psychoanalytische Sozialpsychologie den Blick auf sich selbst – die *affektive* Dimension, die mit dem Vorhaben der Traditions(re)konstruktion verbunden ist. Sie einerseits mit einer langen Tradition, andererseits mit einer identifizier- und abgrenzbaren *scientific imagined community* verbunden zu fühlen, ist einer der Hauptmomente einer ›invention of tradition‹. Diese Konstitution einer Wir-Gruppe mit geteilten Idealen schafft einen gewissen Schonraum. In ihm kann z.B. der Rückgriff auf psychoanalytische Begriffe und auf psychoanalytisches Wissen stattfinden und muss nicht gleich verteidigt werden. Dies gibt Halt und ermöglicht Diskussionen und Tradierungen, die ohne diese Gruppenbildung mit ihren zumindest temporären oder virtuellen Abschottungen nicht möglich wären. Andererseits kann eine solche über Fachwissen und gemeinsame Ideale integrierte Gruppe auch Interessierte abschrecken. Zudem ist die Konstitution von Eigengruppen stets auch mit der Konstruktion und Abgrenzung von Fremdgruppen und dem Ausschluss oder zumindest der Marginalisierung von störenden Perspektiven verbunden. Sind dies auch Gründe für die von psychoanalytischen Sozialpsycholog_innen kaum stattfindende Rezeption z.B. der international und mittlerweile auch im deutschsprachigen Raum vorherrschenden Richtungen einer Integration psychoanalytischer Erkenntnisse in die Analyse gesellschaftlicher Phänomene, wie sie von poststrukturalistischer, lacanianischer oder kleinianischer Seite betrieben wurde und wird? Und wo bleibt der Dialog oder zumindest eine ernsthafte Auseinandersetzung mit anderen kritisch-psychologischen Richtungen im deutschsprachigen Raum? Lässt sich abstreiten, dass hier auch das, was Freud den »Narzissmus der kleinen Differenz« nennt, neben nicht abzustreitenden inhaltlichen und vielleicht auch politischen Differenzen durchaus am Werk ist? Aber nicht nur diese Abschottungen und damit z.T. auch verbundenen Selbst-Gettoisierungen sind zu reflektieren, sondern auch die Dynamiken innerhalb der community selbst.

So kann eine Konstruktion von Traditionen auch bedeuten, sich akademische Wahlvorfahren zu schaffen bzw. sich selbst als ›Schüler_in‹ in die konstruierte Tradition zu

stellen. Dass die Konstruktion von wissenschaftlichen Traditionen Schüler_in-Lehrer_innen-Verhältnisse impliziert, die einer Wahlelternschaft mit all ihren Autoritätsproblemen folgen und eine unbewusste Abarbeitung an den persönlichen Eltern beinhalten können, haben Schneider, Stillke und Leineweber anhand einer Generationengeschichte der Kritischen Theorie gezeigt (Schneider et al. 2000). Zu fragen wäre also nach unseren biographischen, familiengeschichtlichen, historischen und in der wissenschaftlichen Sozialisation zu findenden Bedingungen, gerade eine bestimmte Linie der psychoanalytischen Sozialpsychologie als ›unsere‹ Tradition zu konstruieren. So hat uns gerade unsere politische Sozialisation, die vor- und außeruniversitär in verschiedenen linken und linksradikalen Gruppen erfolgte, zum Studium der psychoanalytischen Sozialpsychologie geführt. Warum ist die politische Dimension der psychoanalytischen Sozialpsychologie, die uns aus unterschiedlichen Richtungen und mit unterschiedlicher Intensität zu ihr zog und für den Blick auf die Gesellschaft und auf die Einschätzung von Möglichkeiten und Problemen praktischer Kritik nicht folgenlos blieb, in unserem Text so wenig spür- und fühlbar? Hat dies mit unserer Integration in die Logik des akademischen Betriebs zu tun, mit unserem Wunsch, als Wissenschaftler_innen ernst genommen zu werden?

Eine ›Wahlelternschaft‹ schafft Identifikationsmöglichkeiten mit bestimmten theoretischen, methodischen und politischen Prämissen und Orientierungen und schließt gleichzeitig andere aus. Vor allem aber ermöglichen solche Identifikationen eine Neu-Positionierung in der (deutschen) Geschichte, die konträr zu der realen Familiengeschichte steht. Ist es ein Zufall, dass unsere Wahlvorfahren – im Gegensatz zu uns – mehrheitlich Juden waren? Schneider, Stillke & Leineweber (2000) zeigen auf, dass diese Wahl, die wir von unserer ›Eltern-Generation‹ übernehmen, bei Letzteren auch als entlastende Gegenidentifikation gegen die ›Nazi-Eltern‹ zu verstehen ist. Ist für uns die Funktion die gleiche? Oder geht es auch darum, uns gegen die mittlerweile als ›integriert‹ wahrgenommenen ›68er‹ als ›kritischer‹ zu imaginieren? Und warum sind die Wahlvorfahren überwiegend Männer? Inwiefern prägt die geschlechtliche Zusammensetzung unserer Autor_innengruppe (eine Frau, vier Männer) die unübersehbare Konzentration auf die Suche nach (Groß-)Vätern statt (Groß-)Müttern? Zwar verweist das auch auf die tatsächliche Vorherrschaft von Männern in der Geschichte der psychoanalytischen Sozialpsychologie, aber vielleicht wäre die Konsequenz aus dieser Einsicht, eine Geschichtsschreibung eher ›von den Rändern der Tradition her‹ anzugehen, die gerade aus der Kanonisierung ausgeschlossene Positionen und Autorinnen ausgräbt und stark macht, um so die problematische Kontinuität zu durchbrechen.

Auf verschiedenen wissenschaftlichen Veranstaltungen wurde der Begriff der *next generation* verwendet, um die Kohorte von Nachwuchswissenschaftler_innen zu bezeichnen, der wir alle angehören. Diesen Begriff haben einige von uns auch als Selbstbeschreibung übernommen (vgl. z. B. Brunner/Lohl 2012, S. 8). Was aber macht es so attraktiv, sich als Teil einer *next generation* der psychoanalytischen Sozialpsychologie zu verstehen? Einerseits öffnet eine solche Anrufung Möglichkeitsräume – wie zum Beispiel, sich als *next generation* auf einem Kongress zur psychoanalytischen Sozialpsychologie in einem eigenen Panel präsentieren zu können. Sie ermöglicht auch eine Identifizierung mit anderen jüngeren Wissenschaftler_innen und stärkt euphorisierende Gefühle eines Aufbruchs oder Neuanfangs. Mit diesem Identifikationsangebot wird jedoch auch erstens die Vielfalt der Haltungen, Ausrichtungen und Identifikationen in dieser Generation verdeckt, was einen Anpassungsdruck entfach-

Darf ich mich auch zu dieser nächsten Generation der psychoanalytischen Sozialpsychologie zählen? Was muss ich wissen und können, um ›dazugehören‹? Stelle ich mich ins Abseits, wenn ich mich nicht eindeutig zuordnen will oder kann? Zweitens verhindert eine solche Betonung der Generationenperspektive auch Debatten über Fragen nach politischen und wissenschaftlichen Zielsetzungen des psychoanalytisch-sozialpsychologischen Projektes.

Das Annehmen der Anrufung als *next generation* ist mit expliziten und impliziten Erwartungshaltungen verknüpft, welche Vertreter_innen der früheren Generationen an ›ihren Nachwuchs‹ stellen. Die Möglichkeitsräume werden immer auch durch etablierte Wissenschaftler_innen geöffnet, die somit machtvoll beeinflussen, für welche Personen, für welche theoretischen und methodischen Perspektiven und für welche Themenstellungen diese Räume sich öffnen oder schließen. An das, was in diesen Räumen geschieht, sind auf allen Seiten Hoffnungen und Ängste verknüpft, welche innerhalb und zwischen den Generationen zu ambivalenten Annäherungs- und Abgrenzungsbemühungen, zu Berührungstabus, aber auch Überschreitungslust, teilweise zu einem Oszillieren zwischen Idealisierung und Entwertung führen.

Welche Folgen hat das für den Umgang mit den wissenschaftlichen Werken unserer ›Eltern‹? In der Diskussion unseres Textes ist uns häufig die Frage begegnet, warum der programmatische erste Teil des Textes in den 1980er Jahren endet. Wir thematisieren die Geschichte der psychoanalytischen Sozialpsychologie bis zu Lorenzer, Dahmer, Horn, Brückner und Richter, also bis in die Generation der ›Lehrer_innen‹ unserer ›Lehrer_innen‹. Familialistisch gesprochen, endet unser Überblick an verschiedenen Stellen bei den ›Wahlgroßeltern‹ und nicht in der Generation unserer eigenen Lehrer_innen. Tatsächlich ist es so, dass in den 1980er und 1990er Jahren methodische, theoretische und thematische Ausweitungen stattgefunden haben, die schwer knapp zu skizzieren sind. Allerdings finden wir dieses in unserem Text vertretene Argument – das inhaltlich zwar durchaus zutrifft – nicht durchweg überzeugend, wenn es darum geht, zu erklären, weshalb wir unseren Überblick an diesen Stellen abbrechen. Die Schwierigkeit, Autor_innen, Themen und Theorien zu ordnen und auszuwählen, findet sich hinsichtlich der Bearbeitung der anderen Phasen psychoanalytischer Sozialpsychologie genauso. Wäre nicht gerade die Aufgabe einer Geschichtsschreibung das Sichten, Bündeln und Ordnen auch der jüngeren Entwicklung gewesen?

Sind die genannten psychoanalytischen Sozialpsycholog_innen aufgrund ihrer Nähe zu und ihrer Einbindung in die neuen sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre und aufgrund ihrer zum Teil großen revolutionären Hoffnungen und sind Adorno, Horkheimer, Marcuse oder Fromm gerade aufgrund der Radikalität ihrer Gesellschaftskritik attraktiver, als die jüngeren Vertreter einer postheroischen psychoanalytischen Sozialpsychologie, deren Idealisierung unvermeidlicherweise oft enttäuscht wurde? Haben wir in der Folge Angst, nicht allen, die sich auch in den letzten Jahren für die psychoanalytische Sozialpsychologie stark gemacht haben, gleichermaßen gerecht zu werden? Oder wird erst in dieser Generation der Unterschied zwischen unseren realen wissenschaftlichen ›Lehrer_innen‹, die sich keineswegs alle in die Tradition der psychoanalytischen Sozialpsychologie einordnen lassen, und unserer, von uns nur über ihre Texte wahrgenommenen psychoanalytisch-sozialpsychologischen ›Elterngeneration‹ richtig sichtbar, was z. B. Ängste vor drohenden Loyalitätskonflikten weckt?

Ein wichtiger Teil der Arbeit an einer Geschichtsschreibung der psychoanalytischen Sozialpsychologie steht somit noch aus und die Auseinandersetzung mit diesem Teil, mit den Entwicklungen der vergangenen dreißig Jahre dürfte für die nähere Zukunft einer psycho-

analytischen Sozialpsychologie nicht unerheblich sein. In welcher Weise das gemeinsam mit anderen Interessierten zu bewerkstelligen sein wird, wird sich erweisen müssen.

Unser Anliegen mit dieser Gesamtpublikation war es, einen Diskussionsraum für eine kritische Auseinandersetzung mit unserem Text resp. der Gegenwart psychoanalytischer Sozialpsychologie zu öffnen. Hierbei wollten wir gerade keine akademisch besonders weihevoll publizierte Publikation vorlegen, in der alle Lücken, die unser Text hat, geschlossen und alle Fragen, die er aufwirft, beantwortet werden. Wir haben daher auch auf Anregung von Diskussionspartner_innen lediglich zwei umfangreichere Aufsätze zu zentralen Begriffen der psychoanalytischen Sozialpsychologie in diesen Band aufgenommen, die in unserem Text zu wenig expliziert sind: Christine Kirchhoff beschäftigt sich in ihrem metapsychologischen Beitrag mit der Frage nach der Gesellschaftlichkeit des Subjekts und zeigt auf, wie die Psychoanalyse die Vermittlung von »innerer« und »äußerer Natur« zu denken vermag. In einer Art Briefwechsel legen Markus Brunner und Ruth Sonderegger eine Diskussion des Kritikbegriffes vor, die ein bisschen Licht in das Dickicht verschiedener Kritikbegriffe bringen soll. Was kann heute, so fragen sie, einerseits in Zeiten einer postfordistischen Inflationierung des Kritikbegriffs und andererseits vielerlei Problematisierungen des Kritikbegriffs, Kritik noch bedeuten und welche Rolle können gesellschaftstheoretische und psychoanalytische Ansätze im Programm einer kritischen Theorie spielen. Die weiteren Texte stellen kürzere Kommentare dar. Wir haben etablierte psychoanalytische Sozialpsycholog_innen, Nachwuchswissenschaftler_innen, Studierende, aber auch eine Person aus dem psychosozialen Bereich gebeten, unseren Text zu lesen und aus ihrer spezifischen Perspektive, z. B. als Psychologie-Studentin, als Politischer Psychologe oder als feministische Gesellschaftswissenschaftlerin, ihre Gedanken zu unserem Text oder auch allgemeiner zu ihrem Bezug zur darin dargestellten psychoanalytischen Sozialpsychologie zu formulieren. Bei uns eingetroffen und hier abgedruckt sind überaus unterschiedliche Beiträge, Ergänzungen zu unserem Text, kritische Auseinandersetzungen damit, aber auch Erfahrungsberichte und Reflexionen zum Stellenwert der psychoanalytischen Sozialpsychologie für das Denken und Handeln der Autor_innen. Gerne hätten wir noch mehr Kommentare von Wissenschaftler_innen aus angrenzenden Richtungen oder von Akteur_innen aus der politischen Praxis aufgenommen und so noch weiteren interessanten Diskussionen einen Raum geboten, was sich jedoch nicht realisieren ließ. Wir sind aber zuversichtlich, dass die Diskussionen über das Projekt »psychoanalytische Sozialpsychologie« und die Auseinandersetzungen mit vielen der in unserem Geschichtsüberblick, in dieser Einleitung und in den Kommentaren gestellten Fragen und Problematisierungen weitergehen werden und dass auch an den vielen Leerstellen dieses Bandes weiter gearbeitet wird.

Markus Brunner, Nicole Burgermeister, Jan Lohl, Marc Schwietring und Sebastian Winter

Anmerkungen

- 1 Diese Formulierung stammt aus der These über den »Angelus novus« aus den geschichtsphilosophischen Thesen Walter Benjamins (1940), die schon viele Interpret_innen beschäftigte und die wir für uns hier folgendermaßen deuten wollen: Benjamin wählt das Bild eines Engels der Geschichte, der rückwärts in die Zukunft

fliegt und die Vergangenheit in Form von Trümmerbergen – als Zerschlagenes – hinter sich sieht. Dieses Zerschlagene sucht der Engel zusammenzufügen und so (historischen) Sinn zu stiften. Doch weht ein Sturm (vom Paradiese her), sodass der Engel von den Trümmern weg und in die Zukunft hinein geweht wird, weshalb ihm das Zusammenfügen des Zerschlagenen nicht gelingen kann: Dieses Bild erleben wir in einer nachträglichen Reflektion unseres Bemühens, eine Geschichte der analytischen Sozialpsychologie zu schreiben, als treffend.

- 2 Auch die zweibändige Anthologie *Analytische Sozialpsychologie* von Dahmer (1980) wird nächstes Jahr im Psychosozial-Verlag wiederveröffentlicht und soll um einen dritten Band ergänzt werden, der psychoanalytisch-sozialpsychologische Texte aus den letzten 30 Jahren enthalten soll.

Literatur

- Benjamin, Walter (1940): Über den Begriff der Geschichte. In: Gesammelte Werke 1.3, S. 691–704.
- Bereswill, Mechthild; Morgenroth, Christine & Redman, Peter (Hg.) (2010): Alfred Lorenzer and the depth-hermeneutic method. *Psychoanalysis, Culture & Society* 15 (3).
- Boltanski, Luc & Chiapello, Ève (1999): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2006.
- Brunner, Markus & Lohl, Jan (2012): »Außerdem würde ich gerne mal einen Orgon-Akkumulator bauen ...« Zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunftsperspektiven der psychoanalytischen Sozialpsychologie. Geschichtsüberblick und Umfrageergebnisse. *Psychologie & Gesellschaftskritik* 142/143, 31–60.
- Brunner, Markus; Lohl, Jan; Pohl, Rolf; Schwietring, Marc & Winter, Sebastian (Hg.) (2012): Politische Psychologie heute? Themen, Theorien und Perspektiven der psychoanalytischen Sozialforschung. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Busch, Hans-Joachim (Hg.) (2007): Spuren des Subjekts. Positionen psychoanalytischer Sozialpsychologie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dahmer, Helmut (Hg.) (1980): Analytische Sozialpsychologie, 2 Bände. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1968): Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1972): Wahrheitstheorien. In: Habermas, Jürgen (1995): Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 127–186.
- Schüleln, Johann August & Wirth, Hans-Jürgen (Hg.) (2011): Analytische Sozialpsychologie. Klassische und neuere Perspektiven. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schneider, Christian; Stillke, Cordelia & Leineweber, Bernd (2000): Trauma und Kritik. Zur Generationengeschichte der Kritischen Theorie. Münster: Westfälisches Dampfboot.